

MIX

MAGAZIN FÜR VIELFALT

HERAUSGEGEBEN VON DEN KANTONEN BE / BL / BS / GR

1 / 2015

Heimatland! *Wie wir in unserer mobilen Gesellschaft Heimaten schaffen und immer wieder zu Hause ankommen*

Déjà-vu *Exzentrische Russinnen an Schweizer Universitäten*

Jetzt mal ehrlich! *Wie weiter mit der humanitären Tradition?*



Inhalt 1/2015

EDITORIAL

NACHGEFRAGT

3 Filmemacher Dani Levy über das Gefühl, immer auf Reisen zu sein

THEMA

5 Heimatland!

Wie wir in unserer mobilen Gesellschaft Heimaten schaffen und immer wieder zu Hause ankommen → Seite 5

8 Korrespondent Franco Battel über journalistische Heimaten

10 Eine Handvoll Heimat: Objekte und ihre Geschichten

12 «Erde ist überall»: Gärten für Flüchtlinge

13 Integration durch heimatliche Sprache und Kultur

LEBENSNAH

14 Binationale Kinder: unumkehrbare Schweizer Realität

AUS DEN KANTONEN

16 Basel-Stadt

17 Bern

18 Graubünden

19 Basel-Landschaft

JETZT MAL EHRlich!

20 Humanitäre Tradition, wie weiter?

Wie soll die Schweiz ihre Rolle in der humanitären Hilfe interpretieren und wahrnehmen? → Seite 20

AUFGEgABELT

22 Zucchetti für Elisabeth

MIXER

22 Heimat in neuen Klimazonen. Glosse von Nina Fargahi

DÉJÀ-VU

23 «Ich bin die erste, aber nicht die letzte»

Junge exzentrische Russinnen prägten im 19. Jahrhundert manche Schweizer Universität → Seite 23

ANDERS GESAGT

24 «En boca cerrada no entran moscas»

IMPRESSUM



MARTIN BÜRGIN,
INTEGRATIONS-
BEAUFTRAGTER
DES KANTONS
BASEL-LANDSCHAFT
FOTO: ZVG

Liebe Leserin, lieber Leser

Es ist nicht zu übersehen: Die MIX hat ein neues Erscheinungsbild und wir wollen unsere Begeisterung darüber gar nicht erst verbergen. Meine Kolleginnen und Kollegen der Mitherausgeberkantone Basel-Stadt, Bern und Graubünden und ich finden, dass es ihr ausserordentlich gut steht. Entworfen haben das neue Kleid die Basler Grafikerinnen Sibylle Ryser und Andrea Gruber. Ihr Konzept besticht nicht nur mit luftiger Klarheit, sondern auch mit kraftvollen frischen Bildern. Über die optische Rundumerneuerung hinaus signalisieren wir mit dem angepassten Namenszusatz «Magazin für Vielfalt» auch inhaltliche Retuschen. Mehr denn je möchten wir eine besonnene Stimme sein, die sich den spannungsgeladenen Fragen des Zusammenlebens annimmt und Lösungsmöglichkeiten aufzeigt.

Spurensuche: Heimat

Bei allen Neuerungen bauen wir somit auf Bewährtes und bleiben unserer Grundhaltung treu. Die MIX wird sich auch künftig differenziert und fundiert mit den Themen Migration und Integration auseinandersetzen und versuchen, die vielschichtigen Herausforderungen daraus zu veranschaulichen. Das ist wichtig und richtig, denn in einer mobilen und vernetzten Welt werden auch zum uralten Phänomen der Migrationsbewegungen immer wieder neue Fragen auftauchen. Einer dieser Fragen widmen wir uns im Schwerpunkt dieser Ausgabe: Was spielt Heimat noch für eine Rolle? Oder müsste ich fragen: Welche Heimaten spielen heute welche Rolle? Antworten darauf und auf weitere Aspekte rund um das Thema Vielfalt finden Sie auf den folgenden 22 Seiten.

Wir wünschen Ihnen viel Spass und schöne Erkenntnisse bei der Lektüre der ersten Ausgabe im frischen Gewand und hoffen, die neue MIX überzeugt Sie genauso wie uns. So oder so freuen wir uns über Ihre Rückmeldungen auf unserer Facebook-Seite. ○

→ www.facebook.com/mixmagazin

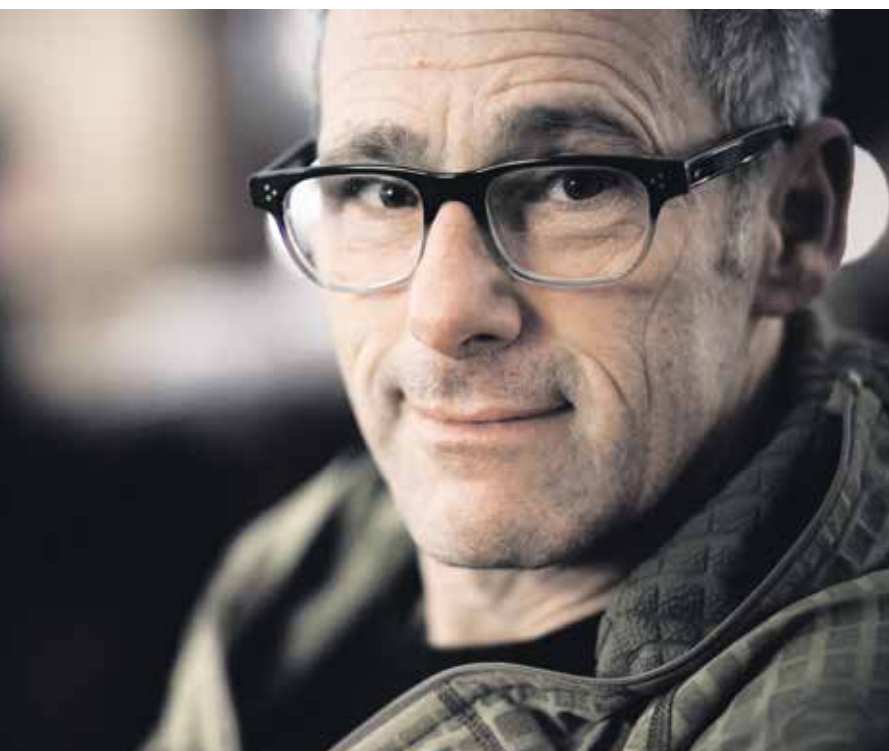


FOTO: X FILME CREATIVE POOL GMBH

«Auch in Berlin bin ich ein Jude» *Der Basler Dani Levy zählt zu den bedeutendsten Filmemachern im deutschsprachigen Raum. Seit 35 Jahren lebt er in Berlin.*

INTERVIEW:
GÜVENGÜL
KÖZ BROWN

MIX: Herr Levy, gibt es Momente, in denen Sie Ihre Geburtsstadt vermissen?

Dani Levy: Ich habe diesbezüglich verschiedene Phasen durchlaufen. Als ich 1980 nach Berlin kam, habe ich mich ganz bewusst von Kindheits- und Jugenderinnerungen und somit auch von Basel abgenabelt. Nicht zuletzt, weil ich die Konflikte mit meinen Eltern hinter mir lassen wollte. Ab 1984 gab es sowieso keinen Grund, die Schweiz zu vermissen; ich stand regelmässig für die Schweizer Fernsehserie «Motel» vor der Kamera. Erst viel später fing ich an, Basel auf eine ganz bestimmte Art und Weise zu vermissen.

MIX: Will heissen?

Dani Levy: Na ja, Erinnerungen an die Kindheit, die man mit Geborgenheit und Wärme in Verbindung bringt. Gefühle, die man in einer Grossstadt wie Berlin nicht so schnell findet bzw. empfindet, obschon die Stadt heute meine konkrete und gelebte Heimat ist. Vermisst habe ich unter anderem Menschen wie meine Familie oder meinen besten Freund, den Filmkomponisten Niki Reiser, mit dem ich noch heute engen Kontakt habe.

MIX: Heimat ist für Sie also kein Ort, sondern ein Gefühl?

Dani Levy: Absolut. Heimat ist nicht etwas Grosses oder ein Land – das wäre zu unkonkret. Vielmehr ist es ein kleinerer Ort, ein Busch, hinter dem man sich als Kind versteckt, der Sportplatz, wo man sich später regelmässig mit Freunden trifft oder, wie in meinem Fall, speziell vertraute Gerichte und Gewässer. Sie alle rufen tief liegende Gefühle hervor, die rational kaum erklärbar sind. Deswegen kann man selbst in einer neuen Umgebung Heimatgefühle entwickeln, wenn man sich vom ersten Moment an dazugehörig fühlt und genau spürt, dass man am richtigen Ort ist.

MIX: Mit Filmen wie «Alles auf Zucker» oder «Mein Führer» haben Sie sich auch mit Ihren jüdischen Wurzeln auseinandergesetzt. Inwiefern haben diese Ihre Identität geprägt?

Dani Levy: Als Jugendlicher war es für mich ganz normal, Teil der jüdischen Gemeinde zu sein. Das zeigte sich vor allem in meiner Freizeit: Anstatt in die Pfadi bin ich beispielsweise in den jüdischen Jugendbund gegangen. In Berlin nahm dieses jüdische Leben ein abruptes Ende, auch weil meine politische Haltung in den Vordergrund rückte. Erst Jahre später musste ich mir eingestehen, dass ich auch in Berlin ein Jude bin und diese Wurzeln ein zentraler Bestandteil meiner Identität sind. Gerade in Deutschland kann ich sie nicht einfach ignorieren.

MIX: Ihre Mutter wurde als Kind polnischer Emigranten in Berlin geboren. Wie kam sie in die Schweiz?

Dani Levy: Nach den Novemberpogromen 1938 floh mein Grossvater nach Basel und holte kurze Zeit später die Familie nach. Väterlicherseits stammen wir aus Frankreich. Insofern habe ich mich immer als jemanden verstanden, der auf Reisen ist und nirgends richtig hingehört. Dass ich aber mit Anfang 20 meine Wurzeln ausgerechnet in jener Stadt schlug, aus der meine Mutter fliehen musste, ist die ironische Fortsetzung einer langen Migrationsgeschichte, die von Flucht und Vertreibung geprägt ist.

MIX: Sie lieben das Subversive. Wie rebellisch erziehen Sie Ihre Kinder?

Dani Levy: Ich bin zwar ein etablierter Künstler, aber weder meine politischen Ansichten, noch meine Sympathie für alternative Lebensformen haben sich dadurch verändert. Entsprechend ermutige ich meine Kinder zu zivilem Ungehorsam – auch wenn sie das oft eher peinlich finden (lacht).



Heimatland! *In einer heterogenen Gesellschaft lässt sich der Heimatbegriff nicht mehr klar definieren. Während die einen weiterhin davon überzeugt sind, Heimat sei dort, wo man ursprünglich herkomme, schaffen sich andere mehrere Heimaten gleichzeitig. Eine Spurensuche zwischen Romantik und gelebter Realität.*

TEXT: PHILIPP
GRÜNENFELDER
FOTO:
CLAUDIA LINK

Mittlerweile ist auch dem Duden bekannt, dass Menschen mehr als eine Heimat haben können. Einst setzte er den Zusatz «Plural nicht üblich» hinter den Begriff. Heute steht dort nichts mehr. Leerraum, den man mit Definitionsversuchen beliebig füllen könnte. Denn sowohl in der Öffentlichkeit als auch in der Wissenschaft bestehen unterschiedliche Meinungen darüber, was Heimat ausmacht. Eine fixe Begriffsbestimmung gibt es nicht und Vorschläge dazu existieren nicht erst seit Cicero. Der römische Philosoph sah in jedem Ort, zu dem man ein bejahendes Gefühl hat, eine potenzielle Heimat.

Was ist Heimat?

Eine weitere mögliche Definition bietet Mischa Gallati. Er forscht am Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft der Universität Zürich zu Themen wie Migration und soziale Bewegungen. «Heimat verstehe ich als Raum, in dem und für den wir Verantwortung übernehmen können und dürfen. Ein Handlungs- und Verantwortungsraum, den Menschen gemeinsam schaffen.» Heimat ist also nicht gottgegeben, «sondern wird kontinuierlich neu definiert, ausgehandelt oder zuweilen erkämpft», so der Kulturwissenschaftler. In diesen sozialen Prozessen entsteht Identifikation, eine wichtige Komponente von Heimat. So sind Heimatgefühle in einer psychologischen Dimension auch Ausdruck von Zugehörigkeitsgefühlen, Anerkennung und Sicherheit. Die entsprechenden Gefühle können gegenwärtige Lebenssituationen genauso einschliessen wie vergangene. Auch Kindheitserinnerungen an vertraute Orte in der Nachbarschaft, wohlthuende Gerüche, bestimmte Spielsachen oder nahe Verwandte können bei Menschen heimatliche Gefühle auslösen.

Kindheit im Kopf

Dies wird unter anderem mit Erkenntnissen aus der Neurobiologie erklärt. Je länger ein Mensch an einem Ort verweilt, desto grösser ist die Wahrscheinlichkeit, dass die wiederkehrenden Eindrücke in seinem Gehirn als feste Muster von Heimat eingeschrieben werden. Die Grundlage für diese «Erinnerungsvarianten» von Heimat, wie es Gallati nennt, sind emotional positiv besetzte Eindrücke, die immer wiederkehrend auf das Hirn einwirken und dort Heimat konstruieren. Glückliche Kindheits- oder Jugendjahre lassen sich jedoch heute kaum noch ausschliesslich auf einen einzigen Ort begrenzen. Entsprechend ist Heimat nicht allein mit der Zuweisung zu einer Nation, einer Stadt oder einer Gemeinde erklärbar. In unserer mobilen Welt, wo eine Flugreise nach Spanien weniger lange dauert als eine Autofahrt ins Tessin oder eine Wanderung von einem Tal in das andere, verliert die Bindung an die geografische Heimat an Bedeutung. Anders im 18. Jahrhundert, als in der Schweiz der Begriff Heimatort erst eingeführt wurde und die freie Wahl des Wohnortes im Land noch keine Selbstverständlichkeit war. Im Jahr 1819 hatten erst 13 Kantone allen Schweizer Bürgern die Niederlassungsfreiheit gewährt – vorausgesetzt, sie waren in der Lage, für sich selbst zu sorgen.

«Heimat als einzigen Raum, also als Ort, als Sitz des Lebens, hat es in der gelebten Realität, wenn überhaupt, wohl nur im Kleinen gegeben. Denn Heimat als nationales Konzept kann es aus einer lebensweltlichen Perspektive nicht geben. Sie ist konstruiert», so der Kulturwissenschaftler, ausgehend davon, dass Migration schon immer eher den Normalfall als die Ausnahme menschlicher Existenz darstellte. «Entsprechend müssen wir daraus schliessen, dass Heimat

nicht erst seit Neuestem im Plural existiert, sondern bereits eine lange Geschichte kennt. Denn selbst wenn wir unseren Lebensmittelpunkt noch nie über eine Staatsgrenze verlegt haben, sind wir keine monolokalen Kreaturen», meint Gallati weiter. Entsprechend kann die Angst vor Heimatverlust bereits im Kleinen entstehen, beispielsweise durch Übergänge in der Familie oder im Beruf, aber auch in Zeiten zunehmender Unsicherheit wie etwa in Wirtschaftskrisen. Dann steigen die Bedürfnisse nach Sicherheit und vermeintlich Altvertrautem.

Schmerzlicher Heimatverlust

Weitreichendere Einschnitte bis hin zu Traumata folgen dann, wenn Menschen gewollt oder ungewollt in einen ganz anderen kulturellen und geografischen Raum versetzt werden.

SCHWEIZER KRANKHEIT: FAHNENFLUCHT AUS HEIMWEH

Die Sehnsucht nach Heimat (althochdeutsch heimōti) galt bis ins 13. Jahrhundert allein dem himmlischen Paradies. Das irdische Heimweh wiederum ist eine helvetische Erfindung und taucht gemäss schweizerdeutschen «Idiotikon» (Wörterbuch) erstmals 1651 auf. Über mehrere hundert Jahre galten die Eidgenossen als besonders anfällig für diese Form der Melancholie, der Mediziner Entkräftung, Abzehrung und gar Todesfolgen zuschrieben. Im Ausland wurde sie entsprechend «Schweizer Krankheit» genannt und in Frankreich, wo besonders viele Schweizer Söldner Dienst leisteten, war es bei Todesstrafe verboten, das beliebte Hirtenlied «Kuhreihen» anzustimmen: Die Soldaten im Sold des Königs hätte bei den Klängen das Heimweh packen und zur Fahnenflucht animieren können.

dungen aufzubauen oder im Extremfall gerade das Gegenteil, also gar keine Bindungen mehr eingehen zu können.» Auch Kohte-Meyer verweist auf die Gefahr des Rückzugs, die aus der Belastung durch den Heimatverlust und das Wegfallen der stabilisierenden psychosozialen, räumlichen und kulturellen Gewohnheiten resultieren kann. Faktoren, die eine erfolgreiche Integration massgeblich hemmen können. Kohte-Meyer spricht aber auch von seelischer Starre oder Stummheit, die eintrete, wenn man sich im neuen Umfeld nicht austauschen kann. Die psychischen Folgen davon seien nicht selten Selbstabwertung, Schuld- und Schamgefühle.

Das beobachten gerade Psychiaterinnen und Psychologen, die Migrantinnen und Migranten betreuen. Eine von ihnen ist die Berlinerin Irmhild Kohte-Meyer, die ihre Erkenntnisse auch in wissenschaftliche Diskurse einbringt. Zuerst entstehe einmal Schmerz, wenn man von nahestehenden Personen, dem vertrauten sozialen Umfeld, der Sprache, Kultur und bekannten Normen abgeschnitten werde. Wie man damit am noch unbekannten Ort umgeht, wo man neue gesellschaftliche Normen und Regeln sowie oft eine andere Sprache lernen muss, sei unterschiedlich. Das unterstreicht auch Mischa Gallati: «Entweder entsteht der Antrieb, neue Bindungen

«Zuerst habe ich mich richtig euphorisch gefühlt», blickt die 34-jährige Jyoti A.* zurück. Die gebürtige Inderin ist 2006 im Zuge einer beruflichen Neuorientierung in die Region Bern gezogen.

«Ich war jung, alles war neu und es gab eine unbekannte Welt zu entdecken.» Erst nach und nach habe sie begriffen, dass ihr dabei etwas Grundlegendes fehle. «Viele sprechen hier zwar gut Englisch, wie ich selbst, aber andere Verhaltensmuster oder die nonverbale Kommunikation sind eben doch sehr anders, als ich es mir gewohnt war.» Die Informatikerin fühlte sich in Vielem plötzlich nicht mehr wohl, ist seltener unter Leute gegangen und suchte vor allem Kontakt zu anderen Inderinnen und Indern. «Es ist mir auch nicht wirklich das Gefühl vermittelt worden, dass ich zum Beispiel bei deutschsprachigen Arbeitskolleginnen und -kollegen willkommen bin», so die junge Frau, die ihren damaligen Arbeitgeber nicht nennen möchte. «Ich wusste nicht, was ich dagegen unternehmen kann. Schliesslich habe ich fast per Zufall bei einem Sportverein Anschluss gefunden. Eine Art Initialzündung. Heute fühle ich mich auch wegen den dort geschlossenen Freundschaften schon richtig heimisch», erzählt sie mit einem entspannten Lachen.

Teilhabe an der neuen Heimat

Das Eingehen von persönlichen Bindungen ist für die Schaffung einer neuen Heimat essenziell. Dafür braucht es bekanntlich Engagement von allen Beteiligten. Ganz sicher auch eine Willkommenskultur, die zu verstehen gibt, dass sich vermeintlich fremde Menschen am Tun in ihrer neuen Umgebung beteiligen können. Sei dies im Arbeitsumfeld, im Dorf- oder Quartierleben oder in der Politik. «Man muss Menschen, die auf der Suche nach neuen Heimaten sind, Handlungsmöglichkeiten bieten. Heimat besitzt man nicht einfach, und wenn doch, dann höchstens in der bereits beschriebenen Erinnerungsvariante», so Kulturwissenschaftler Gallati. Allein mit der Forderung, dass man sich zu integrieren oder sogar zu assimilieren hat, ist es nicht getan. Wenn eine gemeinsame Heimat entstehen soll, muss diese auch gemeinsam gestaltet werden. «In diesem Sinne darf man eine Willkommenskultur aber auch nicht so leben, dass sie das Bild des Hausherrn evoziert, der lediglich Gäste begrüsst. Das hätte wiederum nichts mit Teilhabe zu tun.» Eher fordert Gallati Partizipationsrechte für Migrantinnen und Migranten.

«Handlungsmacht zu teilen heisst jedoch auch, dass sich der Handlungsraum verändert, dass damit bestehende kulturelle Bindungen beeinflusst werden.» Und gerade davor haben viele Menschen Angst, wenn ihr vertrautes Umfeld durch neue Einflüsse infrage gestellt oder zumindest herausgefordert wird. Was wiederum teilweise politischen oder wirtschaftlichen Forderungen widerspricht, die im Zuge der

«Heimat als einzigen Raum, also als Ort, als Sitz des Lebens, hat es in der gelebten Realität, wenn überhaupt, wohl nur im Kleinen gegeben.»

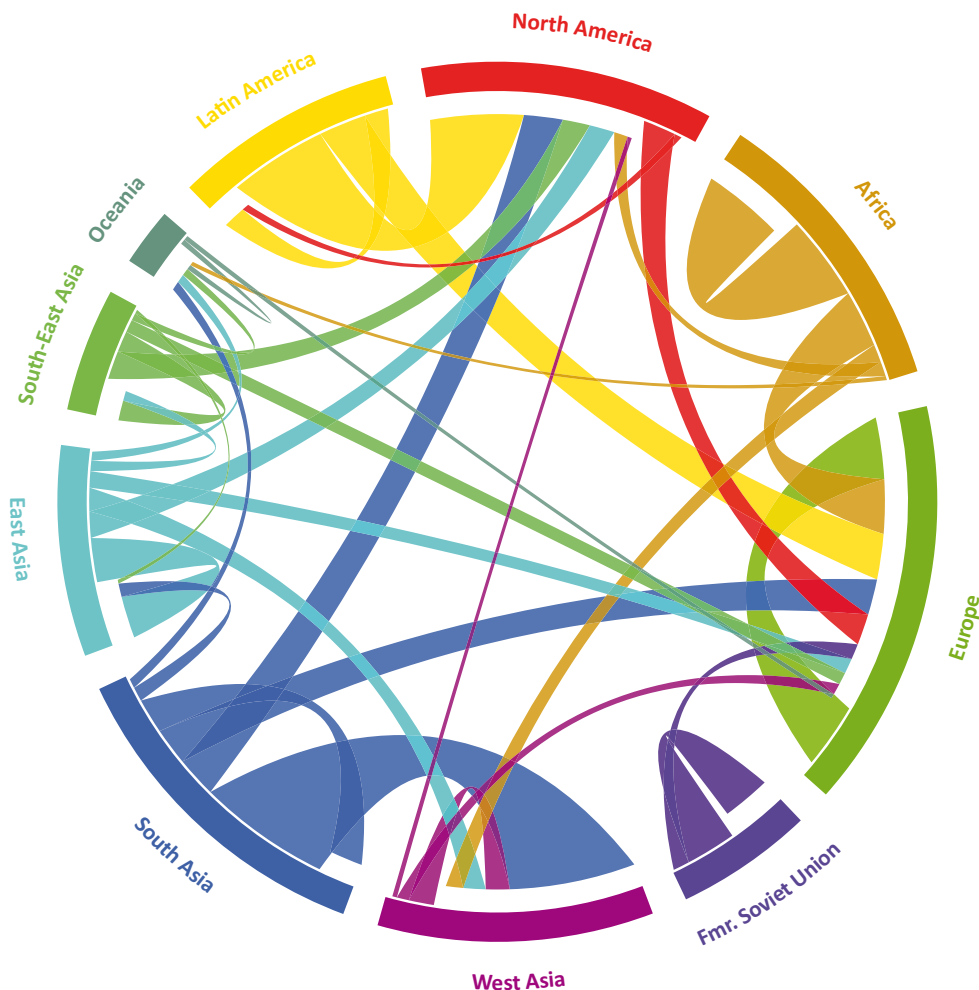
*NAME VON DER REDAKTION GEÄNDERT

Globalisierung, grössere Bereitschaft zu Wohnortswechseln oder mehr Weltoffenheit verlangen. Wünsche nach Altbekanntem und Verwurzelung in einem bestimmten Raum keimen auf. Dabei ist die Schweizer Gesellschaft keine homogene soziale Landschaft, sondern längst Schauplatz für unterschiedlichste Heimaten. Haben doch mittlerweile 35,9 Prozent der hierzulande geborenen Kinder mindestens einen ausländischen Elternteil (→ Seite 14). Nicht nur politische Debatten verdeutlichen, dass es vielen schwerfällt, dies anzuerkennen. Auch in den wiederkehrenden Diskussionen um «richtige» oder «andere» Schweizer in der Fussball-Nationalmannschaft klaffen Wunsch und Wirklichkeit oft auseinander und die Vorstellungen über Identifikation und Zugehörigkeit fallen entgegen jeglicher sozialer Alltagsrealitäten auch einmal romantisch idealisiert aus. Dabei ist eigentlich selbst die Bezeichnung Multikultitruppe für die «Nati» überholt. Sie ist einfach Abbild unserer vielfältiger gewordenen Schweizer Lebenswelten.

Transnationale Identität

Gerade für junge Menschen in der Schweiz ist es eine Selbstverständlichkeit, sich zwischen mehreren räumlichen oder geografischen Heimaten hin- und herzubewegen, sich an

unterschiedlichen Orten mit verschiedenen Menschen auszutauschen. Hybride Identität wird dies in der Fachsprache genannt. In der öffentlichen Wahrnehmung gelten sie aber schlicht als Ausländer oder Menschen mit Migrationshintergrund. Die wiederkehrende Frage «Woher kommst Du?» führt erst zum Bewusstsein, anders zu sein, eine andere Heimat haben zu müssen, selbst wenn die Frage auf tatsächlichem Interesse beruht. Für Kinder und Jugendliche kann dies zu einem sozialen Dilemma bis hin zu Selbstausgrenzung und dem Rückzug in idealisierte und ebenso realitätsferne «Traditionen» des elterlichen Ursprungslandes führen. Dabei fühlen sie sich einfach unterschiedlichen kulturellen Räumen zugehörig und sehen darin keine Besonderheit. Zu etwas Besonderem werden sie durch das Umfeld gemacht, das den Begriff Heimat entgegen jeder zeitgemässen Annäherung zu eng auslegt. «Je mehr man über Kultur nachdenkt, desto klarer wird, dass Identitäten immer hybrid sein müssen, dass keine lokale, regionale oder nationale Identität als homogener, unwandelbarer Block existieren kann», findet Mischa Gallati klare Worte und setzt einen auffordernden Schlusspunkt: «Gerade deshalb sind geteilte Lebenswelten, Heimaten, so wichtig, um im gegenseitigen Austausch Kultur überhaupt entstehen zu lassen.»



Die Welt ist unterwegs

Migrationsbewegungen sind Alltag, und nicht nur in der Schweiz suchen Menschen freiwillig oder gezwungenermassen eine neue Heimat. Weltweit gab es 2013 gemäss UNO-Angaben 232 Millionen Migrantinnen und Migranten. 2000 waren es noch 175 Millionen, 1990 154 Millionen. Die Grafik veranschaulicht den Umfang der entsprechenden Bewegungen ab 140 000 Migrantinnen und Migranten (Skalierung 1:1 000 000) zwischen zehn Weltregionen in der Zeit von 2005 bis 2010.

→ www.global-migration.info

Quelle: «The Global Flow of People» von Nikola Sander, Guy Abel und Ramon Bauer, Institut für Demographie der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, publiziert auf www.global-migration.info und in «Science» am 28. März 2014 (Vol. 343: 1520-1522).



FOTO: SRF/OSCAR ALESSIO

Ohne Rückfahrkarte

Franco Battel wird neuer Italienkorrespondent von Radio SRF. Vor seiner Abreise wollte die MIX wissen, aus welchen Perspektiven der 49-jährige Auslandsjournalist Heimat wahrnimmt.

INTERVIEW: PHILIPP GRÜNENFELDER

MIX: Herr Battel, haben Sie bereits Heimweh?

Franco Battel: Um ehrlich zu sein, ich kenne dieses Gefühl noch gar nicht. Bis auf einen dreimonatigen Studienaufenthalt in Rom habe ich trotz vieler Reisen nie länger als fünf Wochen im Ausland verbracht. Zu wenig lange, um wirklich Heimweh empfinden zu können. Nun werde ich die Schweiz erstmals in meinem Leben ohne Rückfahrkarte verlassen – und freue mich auf diese vielfache Herausforderung.

MIX: Was verbindet Sie persönlich mit Ihrem neuen Arbeitsort?

Franco Battel: In erster Linie mein Vater, der in den 1950er-Jahren von Italien in die Schweiz gekommen ist. Auch wenn er hier Wurzeln geschlagen und geheiratet hat, blieb er der mediterranen Kultur im Herzen sein Leben lang verbunden und vermittelte mir dies auch bewusst, etwa über die Sprache und lange Sommerferienaufenthalte. Ich kenne das Land entsprechend seit den 1970er-Jahren, als es noch viel archaischer war. Es gab damals noch Frauen, die ihre Wäsche am Dorfbrunnen schrubbten. Seither habe ich mir Italien auf Reisen und mit besagtem Studienaufenthalt auf meine ganz persönliche und vom Vater unabhängige Weise erschlossen. Und jetzt kommt mit dem Alltagsleben und der journalistischen Arbeit vor Ort nochmals etwas ganz anderes hinzu.

MIX: Die Auseinandersetzung mit dem Ausland begleitet Sie beruflich schon länger. Bisher waren Sie bei Radio SRF Redaktor für Mexiko, Zentralamerika, Kuba und Liechtenstein. Letzteres mutet etwas exotisch an in dieser Aufzählung.

Franco Battel: Exotisch ja, aber eher bezogen auf den gängigen Blick, den man in der Schweiz vom kleinen Nachbarstaat hat. Oft ein zu klischerter und dem Kuriosen verschriebener Blick. Denken wir an unser Schmunzeln über das Fürstentum oder den Erzbischof Haas. Liechtenstein hätte eine ernsthaftere Auseinandersetzung verdient. Nicht zuletzt im Zusammenhang mit europapolitischen

Fragen, wo es zwischen Österreich als EU-Land und der Schweiz als Nicht-EU-Land mit dem EWR-Beitritt einen eigenen, durchaus erfolgreichen und selbstbewussten Weg gewählt hat.

MIX: Ein Thema, das Sie seit Ihrer Doktorarbeit über Flüchtlinge und Fluchthilfe an der Schaffhauser Grenze zur Zeit des Nationalsozialismus ebenfalls beschäftigt, ist Migrationspolitik. Auch im Zusammenhang mit Italien ein emotionales Thema. Wie kann man dabei journalistisch sachlich bleiben?

Franco Battel: Das ist bei allen schrecklichen Aspekten, die ich etwa bei einem Besuch der Flüchtlingscamps auf Lampedusa mitbekommen habe, schlicht unsere Aufgabe. Journalisten sind der Objektivität verpflichtet und müssen entsprechend unterschiedliche Haltungen zu einem Thema berücksichtigen. Dies heisst aber nicht, dass mich menschliche Schicksale unberührt lassen. In Reportagen, die im Gegensatz zu Nachrichtenbeiträgen etwas persönlicher gefärbt sein dürfen, kann ich dies auch einfließen lassen.

MIX: Besteht dabei gleichwohl nicht die Gefahr, dass man beispielsweise eine zu schweizerische Perspektive einnimmt?

Franco Battel: Tatsächlich. Aber das ist nicht schlimm, denn so wie es die eine Schweizer Identität nicht gibt, gibt es auch nicht die eine Schweizer Perspektive. Ich nenne Ihnen das Beispiel meines Kollegen vom Tessiner Radio RSI, mit dem ich in Rom das Büro teilen werde. Er nimmt allein schon durch seine Erfahrungen mit

«So wie es die eine Schweizer Identität nicht gibt, gibt es auch nicht die eine Schweizer Perspektive.»

der sprachlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Verflechtung des Tessins und der Lombardei eine andere Optik ein als ich. Nicht vergessen darf man dabei, dass wir die Radiohörer da abholen müssen,

wo ihr Wissensstand angenommen werden kann. Eine Tessinerin kennt den Namen des italienischen Parlamentspräsidenten wohl eher als eine Deutschschweizerin. Über die geografische Lage Italiens muss ich wiederum weniger sagen, als wenn ich über Honduras berichte.

MIX: Heimatgefühle und Objektivität schliessen sich also nicht aus?

Franco Battel: Es kommt darauf an, wie man Heimat definiert. Aber wäre es grundsätzlich so, hätte jeder Schweizer Journalist, der über die Schweiz berichtet, ein Problem (lacht). Im Ernst: Wichtig ist es, trotz aller Verbundenheit mit einem Ort und den Menschen, die dort leben, eine gesunde Neugier und Offenheit zu bewahren. Für Journalisten gilt dies wohl noch mehr. Das ist aber eine persönliche Herausforderung, die unterschiedlich

«Es ist wichtig, trotz aller Verbundenheit mit einem Ort und den Menschen, die dort leben, eine gesunde Neugier und Offenheit zu bewahren.»

angegangen werden kann. Es gibt gute Beispiele von Korrespondenten, die seit 15 Jahren aus einem Land berichten und trotz der Gewohnheit und Routine frisch und neugierig geblieben sind. Schliesslich macht dies ebenfalls journalistische Qualität aus: überraschend zu bleiben.

MIX: Wie würden Sie also Heimat definieren?

Franco Battel: Ich verbinde Heimat weniger mit Begriffen wie Staat oder Nation, als vielmehr mit emotionalen Bindungen und Gewohnheiten. Gut, ich schätze vieles am System Schweiz. Das wird mir gerade jetzt bewusst, wo ich mit Behördengängen in Italien konfrontiert bin (schmunzelt). Aber in erster Linie fühle ich mich bei bestimmten Menschen heimisch. Ich finde Heimat in bestimmten Erlebnissen oder an vertrauten Orten. Auch Essen oder das Klima kann Heimat bedeuten. Bei mir hängt das alles stark mit der Schweiz zusammen, weil ich bisher immer hier gelebt habe. Aber Gewohnheiten oder Bindungen wie Freundschaften kann man ortsunabhängig aufbauen. Einmal abgesehen von Beziehungen zu Vergangenem wie Erinnerungen an seine Kindheit und Jugend. An Dinge, die man irgendwann und irgendwo zum ersten Mal getan oder gesehen hat.

MIX: Unterscheidet sich dieser Zugang zum Begriff Heimat in denjenigen Ländern, mit denen Sie sich beruflich auseinandergesetzt haben? Sie erwähnten Honduras.

Franco Battel: Honduras ist für mich in vielerlei Hinsicht ein aussergewöhnliches Land und abgesehen von Kriegsschauplätzen wohl auch die unsicherste Region der Welt. Daneben herrscht täglich Not und es besteht nicht das geringste Vertrauen in den korrupten Staat. Vor meinem ersten Besuch konnte ich mir nicht vorstellen, dass Menschen eine besondere Verbundenheit mit einem solchen Umfeld empfinden können. Aber weil Menschen offenbar, wie eben beschrieben, Heimat unabhängig von Staaten und ihren Symbolen und Systemen finden, haben auch Honduranerinnen und Honduraner sehr ausgeprägte Heimatgefühle zum Ort, wo sie leben. Wegen ihrer Familien, ihrer Freunde oder beispielsweise des tropischen Klimas, das sie im Exil oft vermissen.

MIX: Was hat Sie in anderen Ländern ebenfalls überrascht?

Franco Battel: Bleiben wir in Honduras. Mich beeindruckt, wie dort viele Leute trotz der massiven Schwierigkeiten Hoffnung haben und zuversichtlich sind. Ich war bei Bauern, die nicht viel haben und dieses wenige mit mir teilten. In einem Staat, der so korrupt und gefährlich ist, ehrlich zu bleiben und mit aufrechtem Gang durchs Leben zu gehen, ist viel schwieriger als bei uns. Ich habe solche Menschen getroffen und die haben mich enorm beeindruckt. Diese Erinnerungen bleiben.

MIX: Es zieht Sie also wieder dort hin?

Franco Battel: Leider wird dies mit der neuen Tätigkeit nicht mehr so bald möglich sein. Ich werde die Region vermissen, ja. Aber, wer weiss, was nach der Zeit in Italien auf mich zukommt. ○

Eine Handvoll Heimat

Das Verständnis von Heimat ist oft mit dem eigenen Leben verwoben und entsprechend individuell. Wir haben drei Menschen getroffen, deren Heimatgefühle selbst in einer Handtasche Platz hätten.

TEXT: GÜVENGÜL KÖZ BROWN | FOTOS: CLAUDIA LINK



Maria Serafina Dimo
Betreiberin des Take-aways «Tschingg», 58, Bern
Pasta – Symbol italienischer Küche

Auch wenn ich schon seit meinem 17. Lebensjahr in der Schweiz bin, kann ich mir ein Leben ohne die italienische Küche nicht vorstellen. Ich koche nicht nur die Gerichte meiner Grossmutter und Mutter, sondern erfinde auch neue. Ob als Auflauf, mit Pesto, im Salat oder in der Suppe: Teigwaren lassen sich mit unendlich vielen köstlichen Zutaten kombinieren und zubereiten. Überdies sind sie nicht nur ein günstiges, sondern auch ein gesundes Nahrungsmittel. Das sind nur einige von Tausend Gründen, die belegen, warum die Pasta in der ganzen Welt zu Recht als Symbol italienischer Küche bekannt ist. Selbstverständlich könnte ich jetzt auch eine Pizza in der Hand halten, aber diese werden ja mittlerweile in der Schweiz kaum noch von italienischen Pizzaioli gemacht.»





Carine Kapinga Grab
Schauspielerin, 28, Zürich
Liputa – mehr als ein Stück Stoff

Die bunt gemusterten afrikanischen Stoffe, die wir Liputa nennen, findet man in der Schweiz einfach nur schön. Im Kongo symbolisieren sie aber mehr als Ästhetik: Für Frauen sind sie ein ewiger Begleiter – in allen Lebensphasen. Schon als Kind habe ich die bedruckten Tücher meiner Mutter eng um meine Hüfte gebunden, um ihren Alltag nachzuspielen. In der Pubertät erhielt ich endlich mein eigenes aus Liputa geschneidertes Traumkleid. Alleine durch das Tragen fühlte ich mich reif und erwachsen. Apropos erwachsen, auch in der Liebe kann man in meinem Heimatland nicht auf deren Farbenpracht und Zauber verzichten. Es ist Tradition, dass der künftige Ehemann seiner Angebeteten vor der Hochzeit verschiedene Liputa-Tücher in den schönsten Farb- und Musterkombinationen schenkt. Und spätestens wenn man dann sein eigenes Kind auf traditionelle afrikanische Weise in ein Liputa einwickelt, um es auf dem Rücken zu tragen, wird einem bewusst, dass man die Rolle der Mutter nicht mehr nur nachspielt.»



Hadi Barkat
Ingenieur, Spiele-Erfinder und Autor, 37, Basel
Bücher – glücklich machende Verbindung

Ich habe 1995 Algerien verlassen, um an der ETH Lausanne Computerwissenschaften zu studieren. Danach war ich fast permanent in der ganzen Welt unterwegs und habe in Boston, Kopenhagen und Genf gelebt. Da meine Frau seit Kurzem als Dozentin an der Uni Basel tätig ist, sind wir in die Rheinstadt gezogen. Wer so viel auf Reisen ist wie ich, weiss, dass sich Heimatgefühle nicht auf ein einziges Land auf der Weltkarte eingrenzen lassen. Heimat ist überall dort, wo sich das Herz und die Seele zu Hause fühlen. Und dafür brauche ich nichts anderes als meine Familie und meine Lieblingsbücher. Letztere waren in den vergangenen 20 Jahren die einzige Konstante in meinem Leben. Sie sind einerseits Zeugnis für hochstehende Literatur. Andererseits erzählen sie auch etwas über mich und meine eigene Biografie: Etwa darüber, auf welchem Kontinent ich mich zum Zeitpunkt der Lektüre gerade aufhielt, in welcher Lebensphase ich mich befand oder was die Geschichte in mir auslöste. Diese persönlichen Verbindungen machen mich unendlich glücklich.»

«Erde ist überall» *In interkulturellen Gärten können Flüchtlinge etwas entstehen und gedeihen lassen, wieder Boden unter die Füße bekommen. Und sie können in dieser «Schweiz en miniature» viel über das soziale Leben hier lernen.*

TEXT:
ANITA ZULAUF

Wie ist es, wenn man die Heimat verlassen muss? «Es ist schwer, das Herz tut weh. Wegen der Kinder.» Dawa Youdon Schovetsang lebte im Tibet. Mit ihrer Familie, Mann, vier Kindern. «Ich habe den Tibet verlassen und bin nach Nepal gegangen. Zurück konnte ich dann nicht mehr. Sie hätten mich ins Gefängnis gesteckt. Und dann die Nachbarn. Man hätte mich verachtet. So bin ich in die Schweiz gegangen.» Das war vor sechs Jahren. Heute sind die Kinder von Dawa Youdon Schovetsang 22, 24, 26 und 28 Jahre alt. Zwei Jungs und zwei Mädchen. Sie weint.

Treffpunkt Neue Gärten des Hilfswerks der Evangelischen Kirchen Schweiz (Heks) in Bern, einer von 31 dieser Art in der Schweiz: Dawa Youdon Schovetsang begrüsst Angela Losert, die Programmleiterin der Neuen Gärten Bern, mit einer Umarmung. Sie reicht ihr eine Schachtel mit farbigen Kringeln. «Ein Geschenk für dich, weil heute ist Losar, tibetisches Neujahr. Dieses Gebäck ist mit Zucker, das hier mit Salz. Ein Geschenk für gute Freunde, es bringt Glück», sagt die 52-jährige. Die beiden Frauen kennen sich seit Frühling 2013. Seit Dawa Youdon Schovetsang in den Garten geht. «Wir sind jetzt das zweite Jahr hier an der Könizstrasse», sagt Losert. Der Garten des Heks ist Teil eines Familiengartenareals. Zwischen Hauptstrasse und Eisenbahn, neben Hoch-

häusern und Hühnergehege. Hier gärtnern schon lange Zeit Schweizer, Italienerinnen, Türken, Albanerinnen. Gemüseproduzenten aus Freude, für den Eigenbedarf. Für Freunde und Verwandte reicht es allemal.

Jede Parzelle hat ein Holzhaus, eine Laube, wie die Berner sagen. Für Geräte zum Unterstellen und zum gemütlichen Sitzen unter dem Vordach, am langen Holztisch. Der Garten ist etwa 500 Quadratmeter gross. «Jede Partei bekommt drei Beete, jedes ist rund sechs Quadratmeter gross», erklärt Angela Losert. In diesem Jahr werden hier ungefähr 22 Erwachsene und 12 Kinder arbeiten. Menschen aus Afghanistan, Eritrea, Sri Lanka, Syrien, dem Tibet, Kurdistan. Sie haben ihre Heimat verlassen und sind hier angekommen, politisch Verfolgte, Kriegsflüchtlinge, Entwurzelte, Traumatisierte, heimatlos.

Neues Klima kennenlernen

«Die Erde ist Heimat. Erde ist überall. Hier im Garten können die Frauen und Männer, die alles zurückgelassen haben, die oft traumatisiert sind, wieder etwas wachsen lassen, wieder Boden unter die Füße bekommen, ein bisschen Heimat in den Händen spüren», erzählt die 45-jährige Losert. Auch wenn das alles traurig klingt, an den Gartentagen geht es durchaus sehr fröhlich zu und her. «Wir lachen zusammen, wir planen, besprechen so gut es geht auf Deutsch, und sonst mit Händen und Füßen», sagt Angela Losert und lacht. Unter ihrer Anleitung und derjenigen von 15 freiwilligen Mitarbeiterinnen und 3 Angestellten im Stundenlohn säen, stecken, pflanzen die Menschen Gemüse, Kräuter, Blumen. «Sie pflanzen an, was sie kennen und was zum Kaufen hier teuer ist», so Losert. «Zum Beispiel Minze, Koriander, Tomaten und Zucchini. Aber auch Pflanzen, die hier weniger bekannt sind, wie etwa Okra – sogenannte Ladyfinger –, ein asiatisches Gemüse, oder Molokhia, arabisch und spinatähnlich.» Auch Krautstiele, Randen und Mais würden viele Flüchtlinge aus ihrer Heimat kennen und hier produzieren. «Das Wissen über die Gartenarbeit ist gross, viele dieser Menschen haben in ihrer Heimat auch gepflanzt», so Losert. Doch das Klima hier ist anders, die Bedürfnisse und Kultivierung der Pflanzen auch. «Zum Beispiel Tomaten. Die werden in trockenen Klimata nicht hochgebunden und geschnitten, wie wir es tun, die Tomatenpflanze wächst dort dem Boden entlang. Hier klappt so etwas nicht.» Oder das Pflanzen in



Treffpunkt Garten: Nährboden für interkulturellen Austausch.

FOTO: ZVG

einer Mulde, das mache man bei trockener Erde, um das Regenwasser direkt aufzufangen. Hier würden die Pflanzen ertrinken. Solches Wissen versucht das Team um Losert den Leuten weiterzugeben. «Manchmal machen sie es dann trotzdem anders, und das ist völlig in Ordnung», sagt sie.

Auch Dawa Youdon Schovetsang mag die Arbeit hier sehr. Neben Gemüse pflanzt sie auch Blumen. «Ich liebe sie sehr, ich stelle sie in meiner Wohnung auf den Tisch oder verschenke sie an Freundinnen. Ich bin gerne hier, habe gute Kontakte zu den Gartennachbarn. Wir sprechen viel miteinander und haben es oft lustig.» Im Sommer ist es hier gemäss Losert sehr gemütlich. Das Gemüse wächst und gedeiht, Blumen blühen, Kinder und Erwachsene hacken und jäten, am Holzhäuschen wird gehämmert und gestrichen. Bunte Stoffbahnen wehen im Wind. Die Programmteilnehmenden laden Freunde ein, zum Grillieren. «Und einmal im Jahr machen wir ein Sommerfest. Das ist immer sehr schön», so Losert.

Alltagssorgen vergessen

So ein Garten, sagt sie, sei wie eine Schweiz en miniature. Hier finde das soziale Leben statt, die Gemeinschaft, wie wir sie kennen. Die Tätigkeit in den Gärten ermöglicht den Teilnehmern und ihren Kindern den Einblick, das Einüben und den Austausch sozialer Regeln unseres Zusammenlebens. «Sie erleben den Umgang mit unterschiedlichen Meinungen, möglichen Problemen in der Gruppe und mit Nachbarn und wie wir hier Konflikte lösen.» Gartenarbeit, so Losert weiter, wirke meditativ, sei wie Psychohygiene. «Man merkt hier den Menschen ihre Sorgen nicht an. Sie können sie für eine Weile vergessen.» Es sei eindrücklich, wie geerdet viele der Flüchtlinge wären. «Sie haben ganz andere Kompetenzen, viele von ihnen können zwar nicht lesen und schreiben, aber sie sind sehr bei und in sich, sie haben so ein Urvertrauen, dass alles gut kommt.» ○

31 GÄRTEN FÜR INTEGRATION

Das erste Gartenprojekt im Rahmen von Heks Neue Gärten Schweiz wurde 2005 auf Initiative der Otto Erich Heynau-Stiftung in Basel gegründet. Heute gibt es 31 Gartenstandorte in 10 Kantonen. «Die soziale Integration ist einer der Schwerpunkte der Heks-Strategie. Dazu gehören auch die Gartenprogramme», so Antoinette Killias, Heks-Bereichsleiterin Inland. Finanziert werden die Gartenprogramme vor allem von Stiftungen, Kirchengemeinden, Integrationsfachstellen, dem Lotteriefonds und durch Spenden Privater und Firmen.

→ www.interkulturelle-gaerten.ch

Integration durch heimatliche Sprache und Kultur

THEMA

TEXT: PHILIPP GRÜNENFELDER

Viele Kinder wachsen in der Schweiz mehrsprachig auf und bilden für unser Land ein wichtiges kulturelles und sprachliches Kapital. Auch Elternvereine sind sich dessen bewusst und stärken die Kompetenzen ihrer Kinder mit Kursen in Heimatlicher Sprache und Kultur (HSK) – in bis zu 30 Sprachen. Ergänzend zum regulären Schulbetrieb können die Mädchen und Buben so ihre Erstsprachkenntnisse mithilfe von ausgebildeten Lehrpersonen HSK vertiefen. «Die aktuelle Forschung zeigt, dass die Förderung der Erstsprache das Erlernen von Zweit- und Fremdsprachen weder behindert noch verzögert – im Gegenteil», schreibt Hans Ambühl, Generalsekretär der Schweizerischen Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren, dazu im Vorwort einer Sammlung guter HSK-Praxisbeispiele (Link siehe unten). «Gute Kompetenzen in der Erstsprache sind von Vorteil und können zudem die beruflichen Chancen erhöhen. Sie wirken sich auch positiv auf die Identitätsbildung und die Orientierung im sozialen Umfeld aus.» Neben Lesen, Schreiben und Konversation lernen sie also auch, sich in verschiedenen Kulturen zu bewegen und unterschiedliche Werte und Normen zu respektieren. Themenbereiche wie Geschichte, Geografie und Staatskunde gehören somit genauso dazu wie das Wissen über Essen, Feste und Bräuche.

Finanziert werden die Angebote einerseits durch Elternbeiträge und Zuwendungen von Vereinen, andererseits übernehmen auch Botschaften oder Konsulate der elterlichen Herkunftsländer einen Anteil. Ein Modell, das allerdings aus Spargründen in den entsprechenden Ländern jüngst unter Druck gerät, wie die 2007 gegründete Interessengemeinschaft Erstsprachen (IGE) zu bedenken gibt. Ihre Exponentinnen und Exponenten wünschen sich, dass die Angebote künftig in den Regelunterricht integriert und auch durch das Bildungssystem finanziert werden. So wie das in den skandinavischen Ländern oder Österreich bereits der Fall ist. Viele Kantone, so auch die Herausgeberkantone der MIX, fördern allerdings die Entwicklung und Verankerung des HSK-Unterrichts bereits aktiv, indem sie etwa kostenlos schulische Infrastruktur zur Verfügung stellen oder für die Vernetzung zu den öffentlichen Schulen Hand bieten. ○

→ www.edk.ch/Publikationen/EDK

→ www.hsk-info.ch

ANZEIGE



Bildungsangebote im Sprach-, Berufsbildungs- und Informatikbereich



Deutsch und Berufsbildung

- **Alphabetisierung**, Basel, Bern, Solothurn
- **Intensivkurse auf A1 bis C1**, Basel, Bern, Solothurn
- **Standardkurse am Morgen, Nachmittag, Abend und Samstag auf A1 bis C1**, Basel, Bern, Solothurn
- **Kurse in Betrieben**, Basel, Bern, Solothurn
- **TELC-Prüfungen auf A1 bis C1**, Basel, Bern, Solothurn
- **Integrationskurse für neu zugezogene Migranten**, Basel, Bern, Solothurn
- **Textwerkstatt** in Basel
- **Berufsbezogene Deutschkurse** in Basel, Bern, Solothurn
- **Wegweiser Schweiz**, Solothurn
- **Fachkurse in den Bereichen Verkauf, Gastronomie, Reinigung, Hauswirtschaft**, Basel, Bern, Solothurn
- **CNC für Operateure, Drehen, Fräsen, Programmieren**, Solothurn
- **World Wide Women**, Bildungsgang für qualifizierte fremdsprachige Frauen, Basel

Informatik

- **PC Einstieg: Es ist nie zu spät!**, Basel, Bern, Solothurn
- **PC-AnwenderIn Base**, Basel, Bern, Solothurn
- **PC-AnwenderIn Standard**, Basel, Bern, Solothurn
- **Digitale Fotografie**, Basel, Bern, Solothurn
- **Web Designer**, Basel, Solothurn

www.ecap.ch / www.ecap-kurse.ch

Auskünfte und Anmeldung

ECAP Basel
Clarastrasse 17
4005 Basel
Tel 061 690 96 26
infos@ecap.ch

ECAP Solothurn
Biberiststrasse 24
4500 Solothurn
Tel 032 622 22 40
info@ecap.ch

FORMATIONE Bern

Freiburgstrasse 139c
3008 Bern
Tel 031 381 81 33
info@ecap.ch



35,9%

**aller in der Schweiz geborenen
Kinder haben mindestens einen
ausländischen Elternteil.**

Schöne Aussichten *Die Mutter Liberianerin, der Vater Italo-Schweizer: André Agustoni und Philip Brunner stammen aus einem gemischten Elternhaus und bilden so den Schweizer Alltag ab.*

TEXT: GÜVENGÜL
KÖZ BROWN
FOTO:
CLAUDIA LINK

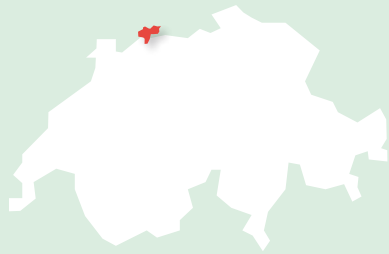
Die helle und stilvoll eingerichtete Wohnung des Unternehmers Philipp Brunner bietet einen fantastischen Ausblick auf das Limmattal. Hier lebt der 41-Jährige, der als Jugendlicher dort unten einst auf die Chance einer Fussballkarriere verzichtete, zusammen mit seiner Lebensgefährtin und dem gemeinsamen Sohn. Neben ihm sitzt heute aber ein anderer, ihm Nahestehender: Bruder und Filmproduzent André Agustoni, der mit seiner Frau und den beiden Töchtern nur wenige Gehminuten entfernt in einem kleinen Einfamilienhaus lebt. «Ich bin der Emanzipiertere», schiesst dieser los und begründet das damit, dass er den Nachnamen seiner Ehefrau angenommen hat. Philip lässt das nicht auf sich sitzen: «Ich bin genauso unkonventionell, ich lebe in wilder Ehe, während du verheiratet bist.» Ein gemeinsames, ansteckendes Lachen ist die Folge.

Agustoni kam 1971 in Monrovia, der Hauptstadt des westafrikanischen Staates Liberia zur Welt. «Mein Vater weilte aus beruflichen Gründen in Afrika und lernte dort meine Mutter kennen.» Als er elf Monate alt war, entschied sich die junge Familie, in die Schweiz zurückzukehren. «Wir haben einen Grossteil der Kindheit in Zürich-Affoltern verbracht; eine tolle Zeit», erinnert sich Agustoni und fügt hinzu, dass es Ende der 1970er- bis in die 1980er-Jahre total cool gewesen sei, «black» zu sein. «Davon haben wir beide mehr als profitiert.» Brunner bestätigt das, indem er ihm ein schelmisches Zwinkern zuwirft und ergänzt: «Auch körperlich waren wir topfit.» Respekt und bewundernde Blicke waren den Jungs gewiss.

«Ende der 1970er- bis in die 1980er-Jahre war es total cool, «black» zu sein.»

Die negativen Erfahrungen seien erst später gekommen, wie Brunner sagt. Sein Gesicht spiegelt dabei nachdenklichen Ernst wider. «Nachdem die kindliche «Jö» und die pubertäre «Cool-Phase» vorbei waren und ich anfang, mich ausserhalb meiner vertrauten Umgebung zu bewegen, spürte ich plötzlich Diskriminierung.» Etwa an Eishockeyspielen, wo er in der Fankurve inmitten vieler Skinheads stand. «Argumente wie «Ich bin genauso ein Schweizer» oder «Die Skinheadbewegung verdankt ihren Ursprung jamaikanischen Einwanderern» prallten dort ab und blieben wirkungslos.» Nicht minder verletzend seien subtilere Formen der Diskriminierung, findet Agustoni. «Heute spüre ich ganz genau, welche Personen aus welchen Gründen etwa im Bus nicht neben mir sitzen wollen.» Irgendwann hätte er angefangen, solchen Situationen mit Galgenhumor zu begegnen und sich darüber zu freuen, dass er mehr Platz zum Sitzen habe.

Nichtsdestotrotz. In der Schweiz sind Kinder aus bi- und multinationalen Beziehungen so selbstverständlich wie die Helvetia auf dem Fünfliber. «Vielfalt ist heute Normalität», fasst Brunner lakonisch zusammen. Und diese Regel scheint auch in seiner Familie weiter zu gelten: Agustonis Frau hat eine vietnamesische Mutter und einen Schweizer Vater. Brunners Partnerin wiederum ist eine Mischung aus drei europäischen Ländern. Und ihre Kinder? Irgendwann erübrige sich die Frage nach den Wurzeln, ist Agustoni überzeugt, «weil sie schlicht nicht mehr beantwortet werden kann». Schöne Aussichten. ○



Eritrea: herzlich willkommen!

TEXT: PHILIPP GRÜNENFELDER

Über hundert Eritreerinnen und Eritreer strömten Ende Januar in das ehemalige Kloster Kleines Klingental und folgten damit einer Einladung des schweizerisch-eritreischen Vereins «Zukunft (Metsai)». Gemeinsam mit dem Staatssekretariat für Migration SEM, der kantonalen Fachstelle «Integration Basel», der Beratungsstelle für Asylsuchende der Region Basel und der GGG Ausländerberatung war es den Verantwortlichen ein Anliegen, die Anwesenden mit Informationen über das Leben in der Schweiz, mit Praxisbeispielen und Hinweisen auf Beratungsangebote zu versorgen. «Eine tolle Erfahrung, die mir bewusst gemacht hat, dass es im Informationsfluss zu den Betroffenen noch viel Verbesserungspotenzial gibt», blickt Oskar Herzig, Präsident des Basler Bürgergemeinderats, zurück. In seinem Grusswort verwies der SVP-Politiker auf das Ziel der Bürgergemeinde, sich im Bereich Integration noch stärker zu engagieren. «Aufgrund von Gesprächen habe ich anschliessend einige Hebel in Bewegung gesetzt und mich um Arbeitseinsätze für Asylsuchende in der Bürgergemeinde bemüht», so Herzig, der den Männern und Frauen damit neben sinnvollen Tätigkeiten auch Deutschpraxis ermöglichen möchte. Weitere Veranstaltungen des Vereins sollen folgen.

My Worlds Auf einer kreativen Entdeckungsreise fragen sich Kinder, was für sie Heimat bedeutet. Oder sind es Heimaten?

TEXT: PHILIPP GRÜNENFELDER

Alles Böse und Schlechte soll weg.» Die 8-jährige Roza antwortet bestimmt auf die Frage, was für sie die ideale Heimat ausmachen würde. Für die Tochter kurdischer Eltern kommt Basel dem schon sehr nahe. «In der Türkei sterben mehr Menschen unnormal als hier», argumentiert die kecke Primarschülerin, die zusammen mit 25 anderen Kindern am Workshop «My Worlds» teilnimmt. Die Acht- bis Zwölfjährigen unterschiedlicher Herkunft spüren während einer Sportferienwoche auf kreative Weise dem Begriff Heimat nach und entdecken dabei kulturelle Unterschiede und Gemeinsamkeiten. Organisiert wird das Projekt vom Verein Freiplatzaktion Basel in Zusammenarbeit mit dem Imagine-Festival gegen Rassismus. «Die Jugendlichen von Imagine haben Workshop Erfahrung und finden einen guten Zugang zu den Kindern», begründet Projektleiterin Tina Gluth die Arbeitsteilung. Für einen symbolischen Beitrag dürfen die Kinder sowohl einen Foto- wie einen Radioworkshop besuchen und eine Box mit der eigenen Wunschheimat basteln.



Experimentierfreudig: Lois und Yatab.

FOTO: © JOEL SAMIES

Von Hirschen, Bibern und Pfauen

Die meisten Mädchen und Buben beschreiben mehrere Formen von Heimat, beobachtet Gluth, «und interkultureller Austausch ist für sie alltäglich». Auch für Yatab und Lois. Die beiden 9-Jährigen kennen sich schon lange. «Yatab ist aus Äthiopien und ich aus dem Nachbarland», formuliert es Lois fast rätselhaft. Ihre Eltern stammen aus Eritrea, einem Staat, der für Lois vor allem Armut bedeutet. «In Basel ist das anders, aber hier ekeln sich viele vor Armen. Das ist voll doof», meint sie und kümmert sich wieder um ihren Biber: Mit einem einfachen Blandruckverfahren macht sie in der Foto-Gruppe Belichtungsabzüge von Tieren, die zuvor im Wildtierpark «Lange Erlen» beobachtet und aufgenommen worden sind. Alteingesessene Hirsche begegnen da zugewanderten Pfauen. Derweil berichtet Yatab stolz aus der Radio-Gruppe. «Wir waren in einem richtigen Studio, und es gibt sogar eine Sendung mit uns», so die Jungjournalistin. Der stündige Beitrag von Radio X gibt einen schönen Einblick in die bunte Welt der Kinder und ihre unbekümmerten Auseinandersetzungen mit der Frage, was für sie Heimat bedeutet. Das Podcast kann auf der MIX-Webseite nachgehört werden. Und Teile der Kreativarbeiten sind im Rahmen der Jubiläumsfeierlichkeiten 30 Jahre Freiplatzaktion Basel öffentlich ausgestellt.

→ www.freiplatzaktion-basel.ch → www.imaginefestival.ch

ANZEIGEN

Deutschkurse mit Kinderbetreuung

K5 Basler Kurszentrum für Menschen aus fünf Kontinenten



Deutsch- und Alphabetisierungskurse mit Kinderbetreuung
Deutsch SOFORT für Neuzuzüger/-innen mit Kinderbetreuung
Sommerkurs – Deutsch intensiv mit Kinderbetreuung
Eltern-Kind-Bildung und Spielgruppe mit Früh Förderung Deutsch

Gundeldingerstrasse 161 | 4053 Basel
briefkasten@k5kurszentrum.ch

www.k5kurszentrum.ch

Erziehungsdepartement des Kantons Basel-Stadt
Mittelschulen und Berufsbildung

Allgemeine Gewerbeschule Basel
Bilden Sie sich mit uns weiter.
Lerne Deutsch, Mathematik oder Fremdsprachen

Neue Kurse: 31. August 2015 – 16. Januar 2016
Anmeldeschluss: Freitag, 21. August 2015

Allgemeine Gewerbeschule Basel
Vogelsangstrasse 15, 4005 Basel
Telefon: +41 61 695 61 11
www.agsbs.ch, ags@bs.ch

EDU UA



NEUES INTEGRATIONSGESETZ

Seit dem 1. Januar 2015 gilt im Kanton Bern ein neues Integrationsgesetz. Es bietet Grundlagen, damit sich Migrantinnen und Migranten schneller mit den hiesigen Lebensbedingungen vertraut machen können, fordert aber auch ihre aktive Beteiligung und legt Pflichten fest.

→ www.be.ch/integrationsgesetz

Eine der Neuerungen sind die Erstgespräche in den Gemeinden. Instrumente zu deren Durchführung finden sich auf der Webseite des Kantons Bern.

→ www.be.ch/integrationsgesetz-instrumente

Bem-vindo und Dobrodošli! *Alle Berner Gemeinden heissen ihre Zuzügler aus dem Ausland neu in Erstgesprächen willkommen.*

TEXT: PHILIPP GRÜNENFELDER

Ein kalter Wind schlägt mir bei der Ankunft entgegen. Der Empfang im Gemeindehaus ist umso wärmer – für den Journalisten aus Basel genauso wie für die junge Portugiesin Catia Carina Fragueira Dos Santos, die sich dauerhaft in Interlaken niederlassen will. Bereits einen Monat vor dem Empfang in den Amtsstuben hat sie sich bei ihrer Mutter und dem Stiefvater, die beide seit Jahrzehnten im Berner Oberland wohnen und arbeiten, ein neues Zuhause eingerichtet. «Davor lebte ich in Portugal und bis Ende 2014 in Angola. Dort habe ich aber Malaria bekommen und auch keine berufliche Zukunft mehr gesehen», erzählt die diplomierte Psychologin im Verlauf des Gesprächs, das Corinne Aller von den Einwohnerdiensten der Gemeinde mit ihr führt.

Vertrauensvolle Atmosphäre schaffen

Wie alle aus dem Ausland zugezogenen Interlakenerinnen und Interlakener, die langfristig in der Schweiz bleiben wollen, wurde auch Fragueira Dos Santos zu einem Erstgespräch eingeladen. Es ist Bestandteil des neuen kantonalen Integrationsgesetzes (siehe Box) und wird von den Gemeinden durchgeführt. Die Zuzügler aus dem Ausland sollen darin über ihre Pflichten und Rechte in der neuen Heimat aufgeklärt und über das Leben in der Gemeinde sowie wertvolle Integrationsangebote informiert werden. Eine Unterhaltung mit gesetzlich geregelter Ablauf, die allerdings in ungekünstelter Atmosphäre stattfindet. «Das machen wir bewusst so», erklärt Aller, nachdem Fragueira Dos Santos längst wieder in die Kälte verschwunden ist. Es gehe ja nicht allein darum, einem Gesetzesauftrag gerecht zu werden, «sondern auch eine vertrauensvolle Atmosphäre zu schaffen, in der wir die

Menschen willkommen heissen und ihnen Tipps über unser Zusammenleben vermitteln können», so Aller. Für eine erfolgreiche Integration sei bereits entscheidend, welche Informationen eine Person zum Zeitpunkt des Zuzuges erhalte und wie sie den ersten Kontakt zu den Behörden erlebe. «Dazu gehören auch ganz alltägliche Fragen wie zur Abfallentsorgung, zum Schulsystem oder zu regionalen Vereinen und Bräuchen.»

Erste Erfahrungswerte sammeln

Für die Sachbearbeiterin sind die Gespräche nicht nur eine Herausforderung, sondern auch eine willkommene Abwechslung im Berufsalltag. Genauso wie für ihre Kollegin Beatrice Baumgartner, mit der sie die gegenwärtig drei bis vier Gespräche pro Woche alternierend leitet. Beide sind von ihrem Vorgesetzten Hans Peter Bühlmann auf die neue Aufgabe vorbereitet worden. «Wir mussten für die Erstgespräche insgesamt zehn Stellenprozentage aufstocken», blickt der Bereichsleiter Einwohnerdienste zurück. «Im Frühsommer, wenn im Tourismus viel zusätzliches Personal eingestellt wird, sehen wir, ob das auch wirklich reicht», fügt er schmunzelnd hinzu. Wie für alle Gemeinden gilt es vorerst auch für sein Team, Erfahrungswerte zu sammeln. Die bisherigen Feedbacks seien aber durchwegs positiv. «Die Menschen schätzen auch die Möglichkeit, dass wir sie bei zusätzlichem Informationsbedarf, etwa aufgrund einer speziellen beruflichen oder familiären Situation, direkt bei einer regionalen Ansprechstelle Integration anmelden können», erklärt Bühlmann und nennt mangelnde Sprachkenntnisse als weiteren Grund für diesen Schritt. Für Catia Carina Fragueira Dos Santos besteht diesbezüglich kein Bedarf, zu gut hat die weltgewandte Frau in den ersten Wochen Deutsch gelernt. ○

ANZEIGEN

ECAP Basel 
www.ecap-kurse.ch www.k5kurszentrum.ch

World Wide Women
 Deutsch und berufliche Neuorientierung
 für qualifizierte fremdsprachige Frauen
 (ab GER-Stufe B1)

Dauer 24.08. - 18.12.2015
 200 Lektionen Präsenz plus
 168 Lektionen E-Learning

Zeiten Montag-, Dienstag- und Donnerstag- oder
 Freitagvormittag

Kosten CHF 2'500.00

Auskunft: Tel. 061 690 96 26
 Stiftung ECAP Clarastrasse 17 4005 Basel

 **abs** Unterwegs im Sozialwesen

Im Dienste der Gemeinden

Sozialarbeit
 Migration
 Integration

Freie Unterkunftsplätze
 für Asylsuchende Ihrer Gemeinde
 Jetzt Klienten anmelden!
 Tel. 061 825 50 50

www.abs-ag.ch





Frauen schaffen Heimat *Ein Porträtband gewährt Einblicke in die Lebensgeschichten von Migrantinnen in Graubünden. Die Co-Autorin und Volkskundlerin Ursula Brunold-Bigler über ihren Anteil am Buch und ihre eigene kleine Migrationserfahrung.*

INTERVIEW: PHILIPP GRÜENFELDER

MIX: Frau Brunold, Sie sind in Basel aufgewachsen. Was hat Sie nach Chur verschlagen?

Ursula Brunold: Wie so oft im Leben war die Liebe der Grund für diese, sagen wir, Binnenmigration.

MIX: Sie haben den Schritt also nicht gesucht? Im Gegenteil. Die Veränderung ist über mich hereingebrochen und war ein regelrechter Kulturschock (lacht). Ich kam aus dem geistig offenen Umfeld der Uni Basel direkt in eine enge Kleinstadt, in der Frauen Ende der 1970er-Jahre vor allem mit dem Einmachen von Konfitüre beschäftigt waren. Es hat eine Weile gedauert, bis ich in dieser fremden Welt Fuss fassen konnte.

MIX: Und wie ist das gelungen?

UB: Ich habe in ganz Graubünden faszinierende Alltagsaspekte aufgespürt und mit meinen Mitteln der Kultur- und Sozialgeschichte aufgearbeitet. Etwa mit der Sagenforschung. Dadurch habe ich auch viele spannende Persönlichkeiten kennengelernt. Der Austausch mit ihnen macht für mich heute Heimat aus und die Region Chur zu einem idealen urbanen Kulturraum nahe der Natur.

MIX: Einer dieser Menschen ist Silvia Conzett, mit der sie 2013 den Porträtband «Frauen schaffen Heimat» herausgegeben haben. Weshalb dieses Projekt?

UB: In Graubünden gibt es ein ausgeprägtes Bewusstsein für die Episoden der Auswanderung und entsprechend viel Literatur dazu. Die ebenso prägende Geschichte der Einwanderung ist hingegen wenig präsent. Daran wollten wir etwas ändern, und gaben Migrantinnen das Wort.

MIX: Und weshalb gerade Frauen?

UB: Sie haben ganz eigene Migrationsgeschichten, mussten sich meist schon im Ursprungsland behaupten. Und zwar unabhängig davon, ob sie wohlhabend oder arm waren. Zudem gehen sie bei der Integration oft anders vor als Männer. Indem sie sich etwa aktiver über die eigene Community hinaus vernetzen und in lokalen Vereinen aktiv werden.

MIX: Das klingt nach erfolgreicher Integration.

UB: Die Frauen im Buch haben tatsächlich Vorbildcharakter – auch für Männer. Man muss aber betonen, dass die Integration jeweils nur möglich ist, wenn sie das Umfeld auch zulässt. Man kann nicht einfach sagen, «die müssen sich integrieren». Wir alle sollten den Neuzugezogenen Tag für Tag Hand dazu bieten.

MIX: Und wenn dies nicht geschieht?

UB: Menschen möchten doch einfach dazu gehören, auch mit ihren Eigenheiten. Wenn sie das nicht dürfen, schotten sie sich im schlimmsten Fall ab – aus Scham oder verletztem Stolz.

MIX: Was hat sie an deren Schicksalen besonders fasziniert?

UB: So vieles. Aber auffallend ist, wie oft die Frauen ein Bewusstsein für historische Katastrophen haben. Aus eigener Erfahrung oder der von nahen Verwandten. Das macht sie auch so dankbar gegenüber ihrem neuen Leben in der Schweiz, das sie nun aktiv mitgestalten.

→ *Frauen schaffen Heimat – Migrantinnen in Graubünden erzählen.* Hg. Ursula Brunold-Bigler, Silvia Conzett. Bündner Monatsblatt Verlag Desertina, 2013.

FOTO: SILVIA CONZETT



Azamat aus Eritrea mit ihren Töchtern.

DONNE IN CAMMINO VERSO UNA NUOVA PATRIA

Nel volume di ritratti «Frauen schaffen Heimat» di Ursula Brunold-Bigler e Silvia Conzett, le donne raccontano le loro storie di migrazione molto diverse e illustrano in che modo si creano una nuova patria nei Grigioni. Secondo la studiosa di tradizioni popolari Brunold-Bigler, nel fare questo esse procedono spesso diversamente dagli uomini, anche perché già nei loro paesi d'origine hanno dovuto farsi valere in modo diverso. Di preferenza si uniscono in società, allacciando così contatti che vanno oltre la propria comunità. Accanto allo spirito aperto della società d'accoglienza, ciò è un fattore importante per un'integrazione di successo.

ANZEIGEN

**GEMEINSAM
GEGEN GEWALT UND
RASSISMUS**
www.gggfon.ch

Sprachkurse mit dem gewissen Etwas:



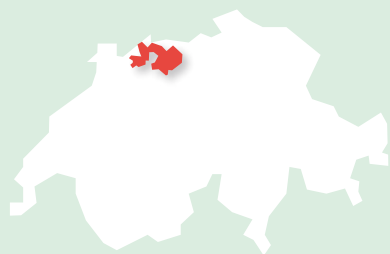
**Im LERNFORUM lernen
Sie Sprachen ganz anders.**

SPRACHEN | NACHHILFE | PRÜFUNGSVORBEREITUNG

LERNFORUM
SPRACHEN | NACHHILFE | PRÜFUNGSVORBEREITUNG

Calandastrasse 38 · 7000 Chur
Telefon 081 353 63 62
www.lernforum.ch

EDUQUA



Ort der Begegnung *Die Kontaktstelle für Migrantinnen und Migranten steht mittwochnachmittags allen offen und lädt zum Austausch und Kennenlernen ein.*

TEXT: GÜVENGÜL KÖZ BROWN

In einem schmucken Häuschen an der Büchelstrasse 6, in unmittelbarer Nähe des historischen Wahrzeichen Liestals, dem «Törli», befinden sich die Räumlichkeiten von frauenplus Baselland. Der 1928 gegründete gemeinnützige Verein bietet eine breite Palette an Beratungs- und Unterstützungsmöglichkeiten für Personen mit Problemen oder in schwierigen Lebenssituationen. In der langen Geschichte des Vereins wurden diese nicht nur rege genutzt, sondern jeweils auch den sich verändernden gesellschaftlichen Gegebenheiten angepasst. Heute umfasst das Angebot, neben anderen Dienstleistungen, Coachings, Budget- und Rechtsberatungen oder begleitetes Besuchsrecht. «Wir verstehen uns als Anlaufstelle und Drehscheibe für fast jedes Bedürfnis», erklärt die Vereinspräsidentin Fabia Schild und fügt an, dass sie als Triage zu anderen Institutionen wirken würden, «wenn wir selbst nicht weiterhelfen können». Über diese Angebotsfülle ist die engagierte Frau sichtlich stolz. Dazu gehört seit 2006 auch die Kontaktstelle für Migrantinnen und Migranten, die zuvor während fünf Jahren von der Stadt Liestal selbst betrieben worden ist. «Mit grosser Freude haben wir das Projekt auf Anfrage übernommen», so Schild. Seither arbeitet frauenplus Hand in Hand mit der Stadt und dem Kanton, die das Projekt über einen Leistungsauftrag mit klar formulierten Zielen auch finanziell unterstützen.

25 Frauen und Kinder aus 19 Nationen treffen sich zum Erfahrungsaustausch beim Plaudern, Singen oder Basteln.

«Die Kontaktstelle ist ein niederschwelliges Angebot, das sich vorwiegend an schwer erreichbare Migrantinnen und Migranten richtet, die beispielsweise sprachliche oder soziale Integrationsdefizite aufweisen.» Auf den knapp 50 Quadratmetern im ersten Stock treffen sich jeden Mittwochnachmittag rund 25 Frauen und Kinder aus 19 Nationen – gemäss der Präsidentin zum Erfahrungsaustausch beim Plaudern, Singen oder Basteln. Darüber hinaus finden regelmässig Vorträge zu Themen wie gesunde Ernährung oder Verhütung statt. Auch wenn nicht explizit Frauen angesprochen würden, treffe man hier nur selten Männer, sagt Schild und ist überzeugt, dass das den Frauen, die das Angebot umso reger nutzen, mehr als recht sei: «So können sie sich in einem lockeren und vertrauensvollen Rahmen austauschen.» Betreut werden sie von zwei Co-Leiterinnen. Heute ist Häkeln angesagt. Eine der Leiterin zeigt mit rhythmischen Handbewegungen einer Syrerin, wie man mit Garn und entsprechender Nadel eine Stola häkelt. Eine ältere Kurdin wiederum ist mit ihrer Enkeltochter gekommen, die wie alle anderen Kinder von fachkundigen Personen betreut und beschäftigt wird. Derweil flickt die Oma im Kreise der flinken Handarbeitstalenten gut gelaunt einen alten Pullover ihres Mannes. Nächste Woche komme sie wieder, verspricht sie, nicht zuletzt, weil das Treffen eine tolle Abwechslung zu ihrem bekannten Umfeld sei. ○

→ www.frauenplus.ch

ANZEIGEN

Kompetenzzentrum für Integrationsfragen

Unsere Angebote

- Dolmetsch- und Übersetzungsdienst
- Mehrsprachiger Beratungsdienst
- Deutsch in Spielgruppen
- Deutschkurse und anerkannte Deutschprüfungen
- Staatskurse
- Individuelle Firmenlösungen
- Trainings in Interkultureller Kommunikation



Ausländerdienst Baselland
Bahnhofstrasse 16, 4133 Pratteln
Telefon 061 827 99 00, Fax 061 827 99 09
info@ald-bl.ch, www.ald-bl.ch

**Menschen begegnen.
Lokal, einfach und
kostenlos.**



sozialkontakt.ch

Humanitäre Tradition, wie weiter? Die Schweiz fragt sich gegenwärtig auf unterschiedlichem Parkett, wie sie ihre Rolle als Hüterin der humanitären Tradition interpretieren und umsetzen soll. Eine Aufgabe, die sie seit dem 16. Jahrhundert mit der Aufnahme von religiös verfolgten Hugenotten zunehmend wahrgenommen und mit der Gründung des Roten Kreuzes 1863 in Genf zementiert hat. In der Calvinstadt wurden nach den beiden Weltkriegen auch die vier Genfer Konventionen als Grundlage des humanitären Völkerrechts unterzeichnet.



Das Internationale Komitee vom Roten Kreuz (IKRK) koordiniert und leitet bis heute weltweite Einsätze zum Schutz von Personen, die nicht (mehr) an bewaffneten Konflikten beteiligt, aber davon betroffen sind. Darüber hinaus bietet die Schweiz Verfolgten aus diesen Konfliktländern Zuflucht. In diesem Spannungsfeld wird den Beteiligten immer bewusster, dass die humanitäre Hilfe, die Entwicklungshilfe, die Asyl- und Migrationspolitik oder die Fragen nach den Menschenrechten in einer komplexer werdenden Welt kaum mehr isoliert voneinander betrachtet werden können. Die



MIX lässt zwei Stimmen zu Wort kommen, die einzelne Aspekte aufgreifen und zur Debatte stellen. **Sagen auch Sie uns**

Ihre Meinung! → www.facebook.com/mixmagazin



ILLUSTRATION: ISABEL PETERHANS



Gedanken einer Überzeugten

Die Sozialarbeiterin Karin Hofmann mahnt zur Menschlichkeit.

DIE VORLIEGENDEN TEXTE GEBEN AUSSCHLIESSLICH PRIVATE ERFAHRUNGEN UND GEDANKEN DER AUTORIN BZW. DES AUTORS WIEDER UND STEHEN WEDER ALS GANZES NOCH IN TEILEN FÜR DIE POSITION DES IKRK BZW SRK. FOTOS: ZVG

Sind wir noch in Tschetschenien?» Diese Frage eines Vaters drückte nicht Desorientierung, sondern innere Rührung aus, und sie war ein Schlüsselerlebnis in meiner humanitären Arbeit. Wir ermöglichten ihm die erste Reise zu seinem Sohn, der seit zehn Jahren in Gefangenschaft war. Es ging also nicht um Leben und Tod, seine Dankbarkeit unterschied sich jedoch nicht von der eines Überlebenden.

Die Geschichte zeigte mir auf, dass zur humanitären Hilfe weit mehr gehört als das Entrichten von Hilfsgütern oder Nahrungsmitteln. Es geht auch um das Wiederherstellen der Menschenwürde. Ein Gefangener in irakischer Isolationshaft drückte es einmal so aus: «Wenn Sie mir nicht dieses rosa Handtuch gebracht hätten, wäre ich nicht mehr am Leben.» Das Tuch war nicht lebensrettend, aber Sinnbild für den Glauben an die humanitäre Organisation, die ihn vielleicht vor dem Schlimmsten bewahrte und für die Hoffnung, dass das Grauen irgendwann ein Ende finden würde. Das war es, was für ihn zählte.

In Anbetracht der grauenvollen Auswirkungen eines Krieges mögen die Beispiele nichtig erscheinen. Doch Kriege zu verhindern oder zu beenden ist keine humanitäre, sondern eine politische Aufgabe. Beides zu vereinen ist unmöglich. Das Ziel der humanitären Hilfe liegt darin, das Leiden der Menschen zu verringern. Es geht um einzelne, um einige, im besten Fall um viele Menschen, nicht um die Menschheit.

Kümmert sich eine humanitäre Organisation nur auf systemischer und nicht gleichzeitig auf individueller Ebene um die Bedürfnisse, hat sie ihr Ziel verfehlt. Wer alles für alle statt vieles für viele tun will, tut am Ende nichts. Dabei spielen Prinzipien und institutionelle Logik eine zweitrangige Rolle, solange das Neutralitätsprinzip eingehalten und kein Schaden angerichtet wird. Ein «All-inclusive-Ansatz» und die damit verbundene Verminderung der humanitären Hilfe hätten fatale Auswirkungen für die Betroffenen. Im Krisengebiet genauso wie für diejenigen, die in der Schweiz Schutz suchen.

Karin Hofmann war Delegationschefin des IKRK und während 13 Jahren in Krisen- und Kriegsgebieten tätig. Seit 2013 arbeitet sie beim Schweizerischen Roten Kreuz Kanton Bern in der Beratung von Häftlingen in Ausschaffungshaft und im Strafvollzug.



Zwiespalt eines Rückkehrers

Der Theologe Patrick Huser sieht Grenzen in der humanitären Hilfe.

Meine Auslandseinsätze hinterliessen mich vor allem mit Widersprüchlichkeiten; und die medial aufbereiteten Kriege erscheinen mir seither vor allem als Aufhänger, um unseren Glauben an die humanitären Ideale und Institutionen zu bekunden. Dem stand das entgegen, was ich selbst erlebt und «zu tun» versucht hatte. Schliesslich konfrontierten mich meine Einsätze mit der unsäglichen Erkenntnis, dass die Zerstörung von Menschlichem im Krieg stets unendlich grösser war als das, was alle humanitäre Hilfe je bewältigen konnte. Rechnete ich die institutionellen Schranken – die es selbst dem aufmerksamsten Mitarbeiter schwer machten, den Zweck seines Einsatzes nie aus dem Blick zu verlieren – hinzu, erschien mir die ganze «Übung» als suspekt. Ein leeres Versprechen, das alleine dazu dient, das träge Gewissen der westlichen Wohlstandsnationen noch weiter einzuschläfern.

Ich versuchte, diese Frustration zu überwinden, indem ich mir Sinn und Zweck der humanitären Hilfe vor Augen führte: das Leiden von Menschen zu verringern. Dann aber, dachte ich mir, sei der Begriff «Hilfe» bereits verfehlt. Denn Hilfe – im Sinne von Ab-Hilfe, d.h. einer nachhaltigen Lösung für alle Beteiligten, die den Konflikt verursacht hatten – liegt ausser Reichweite der humanitären Hilfe. Nur politische Prozesse können das Leiden beenden. Wird diese Abhilfe verweigert, geht das Leiden weiter.

Ein weiteres Dilemma fand ich darin, dass die aktuellen Konflikte scheinbar kein Ende mehr nehmen. Sie verwandeln sich vielmehr in andauernde diffuse Gewalt. Ein Mangel an klaren Verhältnissen, der in eine Art ethischer Geiselhaft führt: Obwohl das Verweilen in einem Konflikt zunehmend fragwürdiger wird, ist es unzumutbar, die Betroffenen ihrem Schicksal auszuliefern. So versuchen wir bisweilen, uns aus der selbst auferlegten, institutionellen Logik zu lösen, um nicht nur Leiden zu verringern, sondern wirklich zu helfen. Damit riskieren wir allerdings auch, selbst als Teil des Konflikts – und als mögliches Ziel der Gewalt selbst – gesehen zu werden.

Patrick Huser studierte Theologie in Fribourg, Rom und Luzern und promovierte über die Entstehung des humanitären Völkerrechts im 16. Jahrhundert. Er war als Delegierter des IKRK im Ostkongo und ist gegenwärtig zum zweiten Mal in Afghanistan.



NINA FARGAHI
IST JOURNALISTIN
BEI DER NZZ UND
WOHNT IN ZÜRICH.
FOTO: ZVG

HANNY MENET IN
DER ZEICHNUNG DER
KÜNSTLERINNEN
CLAUDIA UND JULIA
MÜLLER.

Heimat in neuen Klimazonen

Als meine Eltern am 4. Dezember 1982 Schweizer Boden betraten, war tiefster Winter. Und sie trugen Stoffschuhe. Ein Klimaschock – und weitere sollten folgen. So staunten sie nicht schlecht, als im Sommer beim ersten Sonnenschein die Leute im Berner Marzilibad begannen, sich mit Sonnencreme einzureiben und in die Sonne zu legen. Sie selbst suchten sich bei warmem Wetter jeweils ein lauschiges Plätzchen im Schatten. So pflegten sie das in Iran zu tun, wo sie aufgewachsen waren und wo die Sonne sehr oft und intensiv scheint. In Teheran kann es über 40 Grad im Schatten werden. Niemand, der bei Trost ist, legt sich dort an die pralle Sonne.

Meine Eltern wussten damals noch nicht, wie selten hier – verglichen mit Iran – die Sonne scheint. Heute, nach fast 33 Jahren in der Schweiz, gehören sie zu den Ersten, die sofort an die Sonne brausen, sobald sich diese schüchtern blicken lässt. Dann setzen sie sich auf den Balkon und blinzeln glücklich in die Sonne. Meistens verbrennen sie sich dabei die Nasen.

Wenn sie den Verwandten in Iran erzählen, dass sie im Sommer Ferien gebucht haben, nur um irgendwo im Süden Sonne zu tanken, so löst das bei denen viel Belustigung und mitunter Kopfschütteln aus. Dabei sind Strandferien für viele Schweizer vollkommen gewöhnlich.

Meine Eltern haben sich akklimatisiert. Nicht ohne immer wieder einen Sonnenbrand davonzutragen. Die Akklimatisierung, so wie jede andere Anpassung auch, erfolgt grundsätzlich aus Sachzwängen heraus. Man muss den Menschen jedoch die Möglichkeit dafür geben und ihnen Zeit lassen, um sich in ungewohnten (Klima-)Verhältnissen zurechtzufinden. So haben meine Eltern eine neue Heimat gefunden, und die Einheimischen neue Freunde, mit denen sie den Sommerurlaub am Strand verbringen können.

Hanny Menet (73). Hausfrau (ehemals Drogistin), Schweizerin. Mittwoch, 26. Juli, vor der Migros in Erlenbach, 17.30 Uhr.

«Wieso ich so fit aussehe? Ich rauche wie ein Schlot und trinke gerne ein Glas. Ich finde, man sollte sich nichts versagen, möglichst alles geniessen und die Leute so nehmen, wie sie sind.»

«Meine Schwester Elisabeth hat jeden Sommer so viele Zucchetti im Garten. Ich fing an, bei der Zubereitung herumzuexperimentieren, denn das liebe ich. Dabei habe ich per Zufall dieses Rezept erfunden. Das Gericht kann als Gemüsebeilage serviert werden oder zusammen mit einem Salat als leichte Hauptmahlzeit.»

Zucchetti für Elisabeth

Für 4 Personen

- 1 kg Zucchetti, möglichst kleine
- 4 EL Olivenöl
- Aromat nach Bedarf
- Pfeffer aus der Mühle
- 2 Freilandeier
- 1 dl Rahm
- 1 Prise Muskatnuss

Zubereitung

- Die Zucchetti in ca. 7 mm dicke Scheiben schneiden, in Olivenöl kurz anbraten, mit Aromat würzen und in eine Gratinform schichten. Frisch gemahlenen Pfeffer drübergeben.
- Die Eier mit dem Rahm verquirlen, mit Muskatnuss würzen und über die Zucchetti giessen.
- Im 200 Grad heissen Ofen in ca. 20 Minuten goldgelb backen.

→ Aus: *Choucroute au curry par hasard*. Hg. Migros-Kulturprozent. Christoph Merian Verlag, 2000.
Für die Publikation bat Marysia Morkowska Zufallsbekanntschaften in der ganzen Schweiz um ihr Lieblingsrezept.
Entstanden ist eine bunte Sammlung mit Zeichnungen der Basler Künstlerinnen Claudia und Julia Müller.

«Ich bin die erste, aber nicht die letzte»

Sie waren gebildet, exzentrisch, ehrgeizig und entsprachen gar nicht dem herrschenden bürgerlich-konservativen Frauenbild. Junge russische Frauen prägten Ende des 19. Jahrhunderts manche Schweizer Universität.

TEXT: MATTHIAS BUSCHLE



NADESKA
SUSLOWA PROMO-
VIERTE 1873 AN
DER UNIVERSITÄT
ZÜRICH
FOTO: WIKIPEDIA

«Vier jugendliche, etwas exotisch aussehende weibliche Wesen um den Tisch in der Mitte; – darauf ein Schädel, ein aufgeschlagener anatomischer Atlas, ein mächtiger geheizter Samowar, der unendliche Mengen Tee spenden konnte, Tassen, eingemachte Früchte, die der Russe gern zum Tee nimmt, Zigarettenschachteln, Tabaksbeutelchen; in der Sofaecke lehnt freundlich ein halbes Skelett, Brustkorb und Beckenknochen, die sich gefallen lassen mussten, hin und her geschoben zu werden, je nachdem es den andern, lebenden Mitbenutzenden des Sofas während der folgenden Teestunde passte.»

Eine Mitstudentin berichtet die Szene, die eine Lerngruppe von Medizinerinnen in Bern Ende des 19. Jahrhunderts beschrieb. Die Frauen gehören zu einem Phänomen der Schweizer Geschichte; mit dem damals frisch etablierten Frauenstudium kamen junge, gut gebildete Frauen aus Russland und bildeten sich an den Universitäten in Zürich und Bern aus. Die Studentinnen entsprachen nicht dem üblichen Frauenbild, sie fielen auf, sie trugen kurze Haare, hatten Brillen, rauchten.

Die erste Frau, die sich in der Schweiz an einer Universität einschreiben liess, war Nadeschka Suslowa aus Nowgorod. Im Jahr 1873 wurde sie als erste Frau im deutschsprachigen Raum promoviert. Zuvor hatte sie in St. Petersburg an der Universität hospitiert, dort wollte sie sich zur Ärztin ausbilden lassen. Als aber Zar Alexander II 1864 das kurz zuvor eingeführte Frauenstudium wieder verbot, ging Suslowa nach Zürich, an die 1833 gegründete Universität. Diese war bekannt für eine liberale Haltung – auch gegenüber Gasthörerinnen. Suslowa war typisch für die russischen Frauen, die in der Folge in der Schweiz studierten: gut ausgebildet, revolutionär gesinnt, emanzipiert – und sie gingen nach der Ausbildung zurück in ihr Land, um dort die Verhältnisse der Menschen zu verbessern. Suslowa führte nach dem Studium in St. Petersburg eine gynäkologische und pädiatrische Praxis. Zuletzt war sie auf der Krim tätig, sie bot armen Kindern kostenlose ärztliche Betreuung, gründete eine Schule, ein Gymnasium und ein Spital.

«Ich bin die erste, aber nicht die letzte. Nach mir werden Tausende kommen», schrieb sie in einem Brief. Es waren zwar nicht gerade Tausende von russischen Frauen, die folgten, doch der Damm war gebrochen. Ihre Landsfrauen machten damals den grössten Anteil an Studentinnen in der Schweiz aus (was jedoch auch daran lag, dass die höhere Mädchenbildung in der Schweiz zu jener Zeit noch nicht ausgebaut war). Die auffallenden Frauen aus dem Osten, mit ihrem selbstbewussten Auftreten sind heute Teil der schweizerischen Bildungsgeschichte. Die Tausende, die nach Suslowa kommen sollten, waren also die Frauen, denen seit Suslowas Immatrikulation die Türen zur Universität geöffnet wurden. ○

FRAUEN IN DER MEHRZAHL

Dank den Vorreiterinnen aus Russland erreichte der Frauenanteil an den Schweizer Universitäten 1906 rund ein Viertel, darunter über 90 % Ausländerinnen. Mit der Zäsur durch den Ersten Weltkrieg sank er auf ein Zehntel und erhöhte sich in der Folge nur sehr langsam. Erst Mitte der 1970er-Jahre stellten die Frauen wieder einen Anteil von 25%, diesmal mit fast 70 % Schweizerinnen. 2013/14 bildeten sie über alle Schweizer Universitäten mit einem Anteil von 50,2 % sogar die Mehrheit. 29,2 % aller 142 170 Studierenden hatten zum selben Zeitpunkt keinen Schweizer Pass, davon noch ganze 2,3 % einen russischen.

IN EINEN
GESCHLOSSENEN



DRINGEN KEINE
FLIEGEN

«En boca cerrada no entran moscas» *Es gibt auf der ganzen Welt eine Reihe an Redewendungen, die uns auf die Tugend der Schweigsamkeit hinweisen. «Reden ist Silber, Schweigen ist Gold» ist im deutschsprachigen Raum wohl die bekannteste. In Spanien indes weiss man, dass in einen geschlossenen Mund keine Fliegen dringen.*

ILLUSTRATION: ISABEL PETERHANS

Impressum 1/2015

www.mixmagazin.ch
www.facebook.com/mixmagazin
www.twitter.com/mix_magazin

HERAUSGEBER

Sicherheitsdirektion Kanton Basel-Landschaft
Fachbereich Integration
Tel. 061 552 66 53
www.integration.bl.ch

Fachstelle Diversität und Integration Kanton
Basel-Stadt
Integration Basel
Tel. 061 267 78 40
www.integration.bs.ch

Gesundheits- und Fürsorgedirektion Kanton Bern
Abteilung Integration
Tel. 031 633 78 40
www.gef.be.ch/migration

Amt für Migration und Zivilrecht Kanton Graubünden
Fachstelle Integration
Tel. 081 257 26 02
www.integration.gr.ch

REDAKTION

Umlaut - Büro für Kommunikation
Philipp Grünenfelder, Gvengül Köz Brown
Tel. 061 322 18 08
www.umlaut.ch

Mit Beiträgen von Matthias Buschle, Nina Fargahi,
Karin Hofmann, Patrick Huser, Marysia Morkowska
und Anita Zulauf.

GESTALTUNG

Konzept: Sibylle Ryser mit Andrea Gruber, Basel
Layout: Sibylle Ryser
www.sibylleryser.ch

Titelbild: Claudia Link

© Fotos: Claudia Link, Oscar Alessio (SRF), Silvia
Conzett, Joel Sames, X Filme Creative Pool GmbH, zVg
© Illustrationen: Claudia und Julia Müller,
Isabel Peterhans

DRUCK

Mittelland Zeitungsdruck AG
Auflage: 52 000 Exemplare